

## Erinnerungen eines Garer Schulbuben

# Mein Schulweg

Morgens führte unser Schulweg zu noch verschlafener Stunde über die Neue Avenue zur Kirche und von dort, gut zwanzig Minuten später, in einer langen Reihe schwatzeifriger Mitschüler im Eiltempo durch das Achtuhrstraßengewühl des an die Arbeitsplätze hastenden, vom Bahnhof heraufströmenden Gegenverkehrs wiederum durch und quer über die Neue Avenue zur Nillesstraße. Das war für jedes Schulkind so oder ähnlich. Kaum jemand hätte es nicht für normal erachtet, nach eilig eingenommenem Morgenkaffee spätestens noch vor der Opferung in der Kindermesse zu erscheinen. Es war ja die Schulmesse; wegbleiben durften höchstens Levy und Kamp (der eine war jüdischer, der andere protestantischer Konfession), und auch dessen war man sich nicht so ganz sicher. Zaff war da (wenn auch nicht tagtäglich, gewissen Gerüchten nach war er kein Muster eines Christenmenschen) und Toelen und Adamoli und wie sie alle hießen, natürlich auch alle Sprößlinge der mittleren und besseren Familien, auf unbequemen Kirchenstühlen kniend oder zur Abwechslung, um die vom harten Strohgebinde schmerzenden Knie zu schonen, auch gefährlich aufrecht stehend, Ranzen oder Mappe der angriffslustigen Nachbarn wegen sorgfältig hütend und auf den Augenblick des allgemeinen Aufbruchs harrend . . . Gelegentlich verlor denn auch der eine oder andere das Gleichgewicht, weil die bekannte Senkrechte seines Stützpunktes aus der engen Stützfläche herausgeriet, was zu größerem Gepolter mit umstürzenden Stühlen und unwirschem Eingreifen des Kaplanes oder eher noch des sogenannten „wëlle Pater“ führte, eines sicher frommen Mannes, der seinen festen Platz in der Nähe der Schulkinder hatte (warum auch, da er doch deren Quecksilbrigkeit so schlecht ertrug?) und beim Schöfferrat gegen die sittlich zweifelhafte Niedrigkeit der ursprünglichen Lüftungsfenster der öffentlichen Bedürfnisanstalt am Pariser Platz, also am Morgenschulweg aller messebesuchenden Kinder, eingekommen war . . .

Etwas weiter ab in der Avenue bei Friedrich roch es staubig aus der Mehl- und Sämereiengroßhandlung, bei Zieser viel angenehmer nach Gebäck und Bonbons (Lavallierekuchen mit roten eingezuckerten Kirschen standen tagaus, tagein im Schaufenster). Doch weiter, weiter schlängelte sich die Reihe. Erst an der Nillesstraße, diesseits des geheimnisumwitterten Chicago mit der unregelmäßig verbauten Fassade, ließ es sich aufatmen; der Sturm der Passanten ebte ab, die Schule kam in Sicht.

Hier war eine andere Welt, schon ab der Nilleskapelle herrschte eine andere Luft. Wer als Meßdiener seine Karriere noch in der Notkapelle begonnen hatte, dem haften sowieso der Weihrauchduft aus den abendlichen Andachten unaustilgbar im Gemüt, und weiter unten machte sich, noch eindringlicher, der Pfefferodem aus dem Bernardschen Handel mit Metzgerei- und Selcherzutaten breit. Dazwischen lag unsere Schule, zweigeteilt nach Mädchen- und Jungenklassen, mit zwei Eingängen und zwei umfassenden Höfen, in denen es im Herbst von welken Blättern, die wir als Zeichenvorlage benutzten, und an Regentagen von Pfützen jeden Ausmaßes wimmelte. Hier regierte Frau Mertes, die Concierge, und dann auch unsere Lehrer . . .

Hatten wir unsern langen Schultag hinter uns, unter Herrn Dupont Grund- und Haarstrich säuberlich gelenkt, oder bei Herrn Zoller die Konjugation (im 3. Schuljahr!) nach Strich und Faden gründlich durchgedroschen, unter Lehrer Heintzens Anleitung, mit Aufklopfen seines Schlüsselbundes begleitet, die Rechenaufgaben mit den Wasserhähnen gelöst, bei Herrn Thill (im Obergrad, wie die Erwachsenen sagten) auch noch die gotische Schrift und über alle unregelmäßigen Verben hinaus sovieles gleichsam mühelos gelernt, was unsere kind- und sachgerechte Zeit voreilig zum nutzlosen Ballaste rechnet, so ging es „untenherum“ auf den Heimweg.

Gleich neben der Schule stand ein wahres Hexenhäuschen, zwei Zimmer, ohne Stockwerk, grüne Holzläden, durch eine dornige Hecke rundum abgeschlossen. In dem verwilderten Garten blieb mehr als ein vom Schulhof abgesprengter Spielball zum Verdruß unserer ballbesessenen Jungenherzen hoffnungslos verschollen. Am Straßburgerplatz hatte sich, zehn Schritte ab, ein Hauptlieferant der Schulkinder aufgeschlagen: bei Meres gab es pastellfarbige Hostercher mit säuerlichem Pulver gefüllt und, an guten Tagen, „zéiech Mais“ in Schokolade eingetaucht, wie denn überhaupt jede Bäckerei im Bahnhofsviertel so ihre Spezialitäten pflegte. Baumanns „Fleeschkichelcher“ zum Beispiel, unten am Feldgen bei der Einmündung in die Michel-Welter-Straße, waren einzigartig mit ihrer braunen, etwas suspekten Füllung und dem undefinierbaren Geschmack, und bei Kremesch an der Michel-Rodange-Ecke waren die besten Schnecken und dottergelbe Achten feil, daneben richtige Caramels, wie sie heute nur noch in der Erinnerung aufschmecken, wenn ein Pfeifenraucher mit besonders süßem Tabak vorbeizieht.

An dieser Ecke machten wir Halt, denn hier trennten sich die Wege. Wir hatten dann schon eine lange Strecke gemeinsam zurückgelegt, von der 1900-Straße (wo in aller Welt gibt es sonst noch sowas?) am Karp-Kneipschen Abstellplatz mit den vom Schmieröl triefenden, rot und grün gestrichenen Dampfwalzen hinter dem dunkelbraunen Bretterzaun vorbei, an einer Großgarage vorüber, waren wir in die Michel-Welter-Straße eingebogen, eine lange Zeile, deren eng aneinandergeschmiegte Einfamilienhäuser nur von zwei andersgerarteten Unternehmen unterbrochen waren: am unteren Ende von einem telephonietechnischen Institute, dessen Daseinsberechtigung uns zweifelhaft erschien, weil doch die staatliche Postverwaltung für alles Telephonische zuständig war, und am oberen von einem sonderbaren Geschäft, Asbil geheißen, das im Schaufenster unvorsichtigerweise auf Kartonstützen Backwarenformen aller Art anbot, die man durch leichtes Anklopfen an das Glas allmählich zum Abrutschen und Herabfallen bringen konnte. Was wir Buben denn auch gelegentlich bewerkstelligten.

Chany (in Wirklichkeit hatte er einen andern Vornamen, doch wer damals aus einer Garage herstammte und Wagner hieß, mußte sich aus Analogiegründen auch Chany nennen lassen), Gast, Haro, Falk und Julot zogen nordwärts, wir andern dagegen geradeaus auf das Streckeweisen zu. Der im spitzen Winkel auf der Grundlage eines Dreiecks zwischen Goethestraße und Petrußboulevard errichtete kuriose Bau hat die Zeiten überdauert und wird seiner Einmaligkeit wegen wohl unter Denkmalschutz enden, ein Produkt der normlosen Baupraktiken um die Jahrhundertwende, wie deren im sogenannten Jugendstil, nach Architekt Martins phantasievoller Art, so manche in unserm Viertel erstanden waren. Einige Beispiele beherbergt eben noch die Michel-Welter-Straße, die „schönsten“ aber sind wohl Haus Pier und die Villa Clivio in der Goethe-Straße.

Rund um das Streckeweisen gab es für Kenner des Viertels einige Besonderheiten. Dort wohnten Figielski und Nabel, osteuropäische Einwandererkinder, ein Umstand, der sie in unsern Vorstellungen mit grenzenloser Fremdartigkeit ausstattete, weil ja nach Asien hin Europa wirklich keine Grenze hat. Die jüdische Familie Nabel bewohnte und behütete darüber hinaus das Beth am ivri (so stand auf der Eingangstür zu lesen), ein Bethaus, eine Mini-Synagoge, was der geheimnisträchtigen Atmosphäre, an Freitagabenden vor



„Streckeisen“



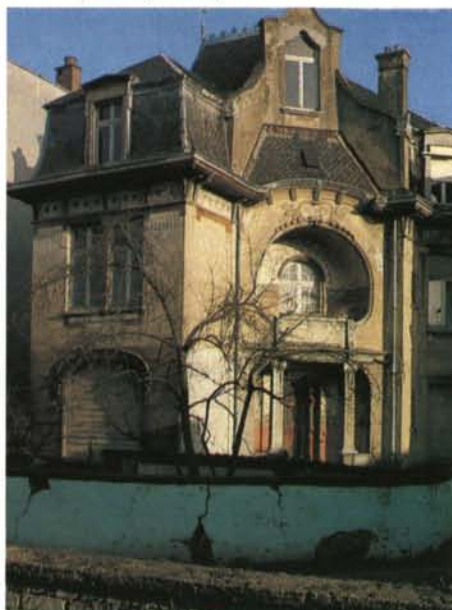
Maison Pier



Haus in der Goethe-Strasse



Maison Pier (Detail)



allein, wenn nach Sonnenuntergang der Sabbat begann, weiteren Auftrieb verlieh; es kam dann vor, daß einer von uns Schulbuben auf dem Heimgang herbeigerufen wurde, um das elektrische Licht einzuschalten. Unweit des Streckeisens lag auch Herr Giesers damals schon altmodischer Schreibwarenladen. Hier kauften wir unsere Hefte, mit Linien und mit Häuschen, alle mit dunkelblauen dünnen Deckeln ausgestattet. Wir lebten wirklich in einer Zeit, da die Reklamesucht die Schule noch verschonte, und nur auf den hölzernen Feder-schachteln farbige Blumen zu finden waren. Bei Herrn Gieser herrschte strenge Ordnung auf Holzregalen, und im Halbdunkel des spärlich erhellten Raumes roch es nach Eisengallustinte und Faber-Stiften.

Am Petrußring stehen die hohen herrschaftlichen Häuser bis zur Villa Pauly hin in mehreren Stockwerken zur Talseite in den Abhang gebaut. Dies hätte uns die Petruß unzugänglich gemacht, wenn nicht, dem Streckeisen gegenüber, eine Baulücke, ein mit einem notdürftigen Holzgeländer unzureichend abgeschlossenes Bauterrain, die Erforschung dieses wildwachsenden Teiles der Oberpetruß ermöglicht hätte. Den Blicken der Vorübergehenden entzogen, führte der steile Abhang, mit zwei Birnbäumen bestückt, zunächst zu einem ebeneren Absatz und dann in ein gewaltiges Dickicht, das sich bis zum Talboden erstreckte. Wenn die Holzbirnen zu reifen begannen, ein wahres Paradies in dem an Spielplätzen armen Viertel. Es hieß, daß von hier aus, in der Verlängerung der Adolph-Fischer-Straße (die man öfters noch als Augustiner-Straße bezeichnete), eine gewaltige Brückenanlage bis unterhalb des Konviktes geplant sei. Wir blickten zuweilen argwöhnisch auf das moderne Residenzviertel hinüber, das sich auf der gegenüberliegenden Seite breitmachte, und segneten im geheimen die Unentschlossenheit der für den Bau zuständigen staatlichen und städtischen Verwaltungen. Auch abgesehen von der Gefährdung unseres Tummelplatzes am Koppeseiberg, es schien uns wirklich nicht nötig, zu andern Kontinenten weitere Brücken zu schlagen. Ein Garer ist ein Garer, was schert ihn, wenn er ein Schulbub ist, Bel Air oder die Stadt! Nicht einmal Hollerich fand unsere Gnade; wohl hatten wir dort unsere Kommunion „gemacht“, aber das war doch gleichsam in fremdem Lande geschehen . . .

Villa Clivio